

Die wahre Kultur zeichnet sich durch ihre Banalität aus: Interview mit Michel Maffesoli

Lipp, Benjamin

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lipp, B. (2012). Die wahre Kultur zeichnet sich durch ihre Banalität aus: Interview mit Michel Maffesoli.

Soziologiemagazin : publizieren statt archivieren, 5(1), 63-69. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-391189>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

© Michael Grabscheit/PIXELIO



**Die
wahre
Kultur
zeichnet
sich
durch
ihre
Banalität
aus**

Interview mit Prof. Michel Maffesoli, Professor für Soziologie an der Pariser Universität Sorbonne und Leiter des Zentrums für Studien des Aktuellen und Alltäglichen (CEAQ).

geführt von Benjamin Lipp am 29. Juni 2011

Benjamin Lipp: Die Soziologie hat sich stets mit großen Fragen beschäftigt: mit der Gesellschaft im Allgemeinen, mit dem Kampf der Klassen, neuerdings mit Globalisierung. Sie dagegen fordern einen „sensualisme locale“: Sie interessieren sich vielmehr für das feine Spiel der Gesten, für das Gerede der Kneipen, für die Begegnungen auf der Straße, kurz: für das Alltägliche. Was verstehen Sie unter einer Soziologie des Alltäglichen?

Michel Maffesoli: Zunächst würde ich sagen, dass jeder Soziologe eine bestimmte Obsession hat. Meine ist es, zu sagen, dass sich die wahre Kultur gerade durch ihre große Banalität auszeichnet: Sie besteht im Wohnen, im Essen, im Sich-Kleiden. Vor 40 Jahren war dies meine Intuition und die erste Idee einer Soziologie des Alltags. Die zweite ist die folgende: Ich war junger Wissenschaftler an der Universität in Grenoble, als man mit den großen, marxistischen Kategorien arbeitete, welche zu der Zeit wichtig und präsent waren, vor allem in der Soziologie. Genauer gesagt, arbeitete man mit der Idee der Entfremdung, die zeigte, dass neben der ökonomischen Ausbeutung auch das alltägliche Leben entfremdet war. Eine Idee, die vor allem von dem Philosophen Georg Lukács entwickelt wurde, der in Frankreich einen großen Einfluss hatte. Basierend auf dieser Idee der Entfremdung untersuchte ich also, wie viele meiner Generation, das soziale Leben. Hier war

die Intuition jene, dass es – gewiss – ökonomische Ausbeutung und Entfremdung gab, dass jedoch – auf lange Sicht – auch so etwas wie ein Fortbestehen existierte. Die Fortdauer sozialen Seins. Meine Hypothese war es also, zu sagen: Wenn man es schafft fortzubestehen, trotz der ökonomischen Belastungen, trotz der Ausbeutung und Entfremdung, dann ist dem so, weil es einen Ort gibt, an dem man zu [Ferdinand, B.L.] Tönnies kommt: zum alltäglichen Leben. Dritter Punkt: In seinem Buch „Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre“ [posthum erschienen; B.L.] formuliert Max Weber, die Soziologie solle sich auf der Höhe des Alltags befinden. Ich denke, dass in diesem Paradox eine sehr reiche Idee Webers steckt, nämlich zu sagen, dass man als Soziologe wissen und lernen muss, sich zu bücken, um verstehen zu können.

L.: Jenseits des alltäglichen Lebens interessieren Sie sich auch für Ereignisse, die man eher als außergewöhnlich denn alltäglich bezeichnen würde: Musik-Festivals, Volksfeste und Orgien. Sind solche Ereignisse in Ihren Augen wirklich außergewöhnlich oder einfach eine andere Form des Alltäglichen?

M.: Ich gebe Ihnen zwei Antworten. Eine empirische und eine weitere, etwas theoretischere. Empirisch gesehen würde ich sagen, ist es ein methodologisches Problem. Es ist interessant, wenn man

ein Phänomen verstehen will, seinen Paroxysmus zu betrachten. Die Idee des Paroxystischen ist schlussendlich die der Karikatur. Was bedeutet eine Karikatur im etymologischen Sinne? Es bedeutet zu karikieren, das heißt, das „sehr“ zu unterstreichen und aufzuladen. Ein Karikaturist wird mir eine große Nase zeichnen, etwas, was ich nicht in meinem alltäglichen Leben sehen will, aber ich habe eine große Nase. Der Karikaturist wird also auf einer Realität bestehen, die zwar existiert, welche ich aber aufgrund eines Prozesses der Verneinung nicht sehen will. Deshalb sage ich oft, dass es am Bild der Karikatur für uns Soziologen interessant ist, paroxystische Formen zu betrachten, auch wenn sie nicht immer real vorhanden sind. Das, was uns als etwas Großes angedeutet ist, erlaubt es, das Kleine zu verstehen. Dies ist wiederum eine Weber'sche Idee, jene des Idealtyps. Zweitens: meine etwas theoretischere Antwort, die in der Einsicht besteht, dass meine Soziologie nicht sehr durkheimianisch ist, obwohl ich an der Sorbonne den ehemaligen Lehrstuhl von Durkheim besetze. Trotzdem wurde ich dazu gebracht, ein Vorwort für eine Taschenbuch-Edition seines Buches „Die elementaren Formen des religiösen Lebens“ zu verfassen. In diesem Buch analysiert Durkheim die berühmten Korrobori-Feste australischer Stämme. In dem Kapitel über diese Feste zeigt er die Wichtigkeit der Erregung und des Exzesses: Er beschreibt

den kollektiven Sex, die ritualisierte Gewalt und die Einnahme von Drogen bei diesen Festen. Er entwickelt dort ein Konzept der Erregung, welches zeigt, dass sich die Gemeinschaft in jenem Moment des Exzesses strukturiert. Es sind also wiederum die paroxystischen Phänomene der Erregung, die man nicht immer finden kann, die jedoch eine Art und Weise darstellen, das alltägliche Leben zu verstehen.

L.: Ein Aspekt Ihres Werkes ist es auch, dass Individuen im Alltag nicht nach einer Rationalität oder nach rationaler Wahl handeln. In Ihren Augen handeln sie vielmehr affektiv. Auf der anderen Seite habe ich den Eindruck, dass Sie nicht verneinen, dass dort eine gewisse Rationalität vorhanden ist, beispielsweise im Falle der Organisation von Festivals. Genauer gesagt, sehen Sie dort so etwas wie eine „organisation vivace“, eine lebendige Organisation.

M.: Eine erste, etwas philosophische Antwort: Jeder Soziologe hat seine Vorannahmen, noch vor aller Theorie. Ich selbst war immer interessiert am Denken Nietzsches, insbesondere an seiner Lebensphilosophie, die in Deutschland gut vertreten ist, zum Beispiel durch Simmel und Weber. Dem ist in Frankreich nicht so, lässt man einmal Henri Bergson außer Acht. Dort hegt man ein gewisses Misstrauen gegenüber einer Philosophie des Lebens und hält sie für

romantisch, ein wenig deutsch. Ich hingegen war beeinflusst von diesem deutschen Denken, von dieser Philosophie des Lebens. Voilà meine erste, philosophische Vorannahme: Zuallererst ist das Leben, das soziale, alltägliche Leben. Hierauf setze ich meinen Schwerpunkt. Zweitens: Man kann an diese lebendigen, lebhaften und vitalistischen Phänomene auf eine Art und Weise herangehen, die nicht unbedingt irrational sein muss. Dabei stütze ich mich vor allem auf zwei Autoren, die ich viel während meiner Jugend gelesen habe. Einerseits ist das Max Weber: Er zeigt, dass ein Phänomen nicht rational sein kann, dabei aber nicht unbedingt irrational sein muss. Es hat seine eigene Rationalität. Zum Beispiel nehme man jene jugendlichen, sexuellen oder gewaltsamen Praktiken aus den Banlieues. Diese entsprechen zwar nicht der bürgerlichen Rationalität oder der etablierten Moral, sie besitzen aber eine interne Rationalität. Man kann also etwas Irrationales rational denken. Der andere Autor ist Vilfredo Pareto, ein italienisch-schweizerischer Soziologe der Lausanner Schule. Dieser zeigt gut, wie Phänomene zwar nicht logisch sind, aber trotzdem eine innere Logik haben können – dieselbe Position wie bei Weber also. Ich selbst habe mich von dieser Idee inspirieren lassen, nämlich zu sagen, dass der Großteil sozialen Verhaltens seine Logik weniger aus der kapitalistischen oder marktwirtschaftlichen Ideo-

logie bezieht, denn vielmehr aus der Logik der Gruppe, der Bande, des Stammes. Es handelt sich um das, was ich in einem meiner Bücher „Éloge de la raison sensible“ („Lobrede auf die sensible Vernunft“) als die Verbindung zwischen Vernunft und Sinn beschreibe. Es ist genau dieses Oxymoron der sensiblen Vernunft, das besagt, dass man, vielmehr als nur einfach rationalistisch zu denken, beides vorfinden kann: Vernunft und Sinn, d. h. auch Emotion und Leidenschaft.

L.: In Ihrem Werk nimmt der Begriff des Stammes eine wichtige Rolle ein. Der Stamm stellt für Sie eine Form der Vergemeinschaftung dar, welche ein zentrales Merkmal der Postmoderne ist. Sie benutzen also einen vormodernen Begriff, um ein postmodernes Phänomen zu beschreiben: Ist die Postmoderne in Ihren Augen also eine Wiederkehr der Vormoderne?

M.: Das ist ein weites Feld... In vielen meiner Bücher habe ich gezeigt, dass die Postmoderne im Endeffekt eine „Reprise“ von vormodernen Elementen ist. Ich sage mit Absicht „Reprise“, weil dies nicht auf dem selben Niveau geschieht. Um es kurz zu sagen: Meine Definition der Postmoderne ist die Synergie von Archaischem und technischer Entwicklung. Synergie bedeutet Übersetzung von Effekten zwischen Archaischem und dem Internet. Um es noch ein wenig

einfacher zu formulieren, bedeutet es: der Stamm plus das Internet. Dort kann man erkennen, wie auf gemeinschaftlichen Internetseiten, in Diskussionsforen und Blogs eine tribalistische Vergemeinschaftung sichtbar wird. Was bedeutet das, ein Stamm? Es handelt sich natürlich nicht um einen primitiven Stamm in einer primitiven Gesellschaft. Ein Stamm ist ganz einfach das Teilen eines sexuellen, musikalischen oder sportlichen Geschmacks.

L.: Man könnte also auch „Milieu“ oder „Kultur“ dazu sagen?

M.: Ich bevorzuge, Geschmack zu sagen, weil es basaler ist, beinahe ein bisschen vulgär. Sie können ganz einfach sagen: „Sie haben diesen Geschmack, ich habe jenen“, das heißt, man mag etwas oder man mag etwas nicht. Und im Grunde war das auch die soziologische Idee vom Begriff der Gemeinschaft, wenn man sich an Ferdinand Tönnies' Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft erinnert. Ich selbst setze meinen Schwerpunkt auf die Gemeinschaft. Diese ist jetzt in der Postmoderne jedoch nicht die gleiche wie in den vormodernen Gesellschaften. Es sind vielmehr vormoderne Elemente auf anderem Niveau. Ich nenne das die Spirale im Sinne einer verzerrten Reprise. Dabei wurde ich inspiriert von einer Weber'schen Idee, der der „Verwindung“. Was bedeutet das, „Verwindung“? Wenn man die-

ses Wort ins Französische übersetzt, zerfällt es in drei Bedeutungen: jene des Wiederaufnehmens, jene des Verdrehens und jene der Genesung. Und für mich nimmt der postmoderne Stamm in diesem Sinne den vormodernen Stamm wieder auf: Er verzerrt ihn und ersichert eine Form der Genesung des sozialen Körpers. Er stellt eine neue Form des Zusammenseins dar.

L.: Ich würde gerne den nietzscheanischen Ausdruck der „Wiederkehr des Gleichen“ noch einmal aufgreifen, da Sie diesen auch in einem empirischeren, basaleren Sinne verwenden. In Ihren Augen ist auch der Alltag selbst von einer solchen „Wiederkehr des Gleichen“ charakterisiert. Es handelt sich dabei um eine zirkuläre Prozessart im Hinblick auf Zeit und Raum. Was bedeutet dies im Hinblick auf Ihre Konzeption sozialen Wandels?

M.: Die Antwort ist ein wenig dieselbe, die ich Ihnen schon kurz zuvor gegeben habe: Ich denke, dass es sich gewiss um eine Form von Wiederholung, von Redundanz handelt – eben die nietzscheanische Idee der ewigen Wiederkehr –; zur gleichen Zeit ist diese aber nicht exakt. Es ist ein bisschen wieder die Idee der Verzerrung, das heißt, die Wiederholung spielt sich nicht immer wieder auf dem gleichen Niveau ab. Nehmen wir noch einmal das Bild des Stammes: Der Stamm ist eine Reprise einer archai-

schen Struktur. Es handelt sich um eine Wiederkehr des Selben, um eine Wiederkehr der emotionalen Gemeinschaft. Während man jedoch im vormodernen Stamm sein ganzes Leben verbrachte, partizipiert man heute einmal an diesem, einmal an jenem Stamm. Sie werden eine Vielzahl von Stämmen sehen. Die Multiplizität der Gemeinschaften im Bezug auf ihren sexuellen oder musikalischen Geschmack.

L.: Deshalb führen Sie auch den Begriff des Nomadismus ein, um dieses Moment der Bewegung und Beweglichkeit zu erfassen?

M.: Genau. Ich habe drei große Kategorien, die meine Arbeit kennzeichnen: Dionysos, das heißt das Vergnügen, die Orgie als paroxystische Form des Alltags. Die zweite Idee ist die des Stammes, der Tribalismus, der den Akzent auf das emotionale Kollektiv setzt. Und drittens die Idee des Nomaden, das heißt wieder eine vormoderne Idee. Warum der Nomade? Hier beziehe ich mich auf eine Idee aus dem Werk Michel Foucaults: die „assignation à la résidence“. Die „résidence“, das ist das Haus. „Assignation à la résidence“ heißt also, dass Sie ein Haus sind. Auf Ihrem Personalausweis haben Sie eine Adresse, ein Geschlecht, männlich, weiblich, dort haben Sie einen Beruf usw. Man ist also zugewiesen auf ein sexuelles Haus, das heißt auf eine sexuelle Identität. Es ist ein Kenn-

zeichen der Moderne, dass man eine Identität hat. Jetzt aber beobachtet man das, was ich multiple Identifikationen nenne. Ich kann jetzt ein Professor sein, heute Abend kann ich in eine Diskothek gehen, danach in die Kirche usw. Ich habe also nicht nur eine Identität, sondern multiple Identifikationen.

L.: In Keller (2004) werden sie als Grenzgänger beschrieben, als jemand, der zwischen den Disziplinen operiert und allein dadurch die etablierte Soziologie provoziert. Was ist Ihre Kritik oder Ihre Forderung gegenüber der Soziologie? Was muss diese in Ihren Augen tun, damit ihr neue soziale Phänomene nicht entgehen?

M.: Ich denke, man muss Grenzen überschreiten. Ich persönlich benutze Philosophie, Geschichte, die Poesie, die Literatur und die Soziologie. Als ich meine wissenschaftliche Karriere in Straßburg begann, hatte man eine Art horizontale Ausbildung, das heißt, man war nicht eingesperrt in einer Disziplin. Gewissermaßen die Idee eines „studium generale“, welche im Grunde die alte Idee der traditionellen „universitas“ ist. Man hatte zwar nicht das spezialisierte Wissen einer „école professionnelle“, aber doch etwas, das den Geist nährte. Hier stehe ich in entschiedener Opposition zu Bourdieu, der die Soziologie zu einer Profession machen wollte. Leider hielt die französische Soziologie jedoch Ein-

zug in jene professionelle Konzeption einer Disziplin. Ich dagegen war ein wenig ein Außenseiter außerhalb des Gesetzes, um jene alte Tradition der Offenheit und des Übertretens von Grenzen zu bewahren. Jene Idee der Schließung erlaubt es nämlich nicht, eine komplexe und pluralistische Gesellschaft zu verstehen. Meine Kritik ist es also, die Soziologie müsse zu der alten Idee der „universitas“ zurückkehren.

L.: Denken Sie, dass diese Idee nicht nur aus der Soziologie selbst heraus, sondern auch von außen, beispielsweise durch die Bachelor-Master-Reformen der EU bedroht ist?

M.: Es ist richtig, dass es eine Tendenz zur Vereinheitlichung und zur Professionalisierung gibt. Dabei hat man ein wenig jene kulturelle Dimension von Forschung vergessen. Ich persönlich sage nicht, dass man keine professionellen Aspekte einführen sollte. Ich sage nur, dass man einen Teil dieses offenen Denkens bewahren sollte. Ich sage nicht, dass die gesamte Soziologie spekulativ sein sollte. Jedoch sollte man die theoretischen Wurzeln behalten, denn die Soziologie muss Antworten finden auf die Herausforderung der Postmoderne, die eine Herausforderung der Offenheit ist. Und ich habe den Eindruck, dass auch viele Soziologen der jungen Generation das Bedürfnis haben, eine solche professionelle Konzeption von Soziologie hin-

tersich zu lassen.

L.: Vielen Dank für das Interview, Herr Maffesoli.

Das Interview wurde am 29.06.2011 in Paris von Benjamin Lipp geführt und anschließend ins Deutsche übersetzt.

Zum Interviewten

Michel Maffesoli ist Professor für Soziologie an der Sorbonne (Paris V) in Paris und Leiter des Zentrums für Studien des Aktuellen und Alltäglichen (CEAQ). Ehemalig Schüler von Gilbert Durand und Julien Freund, beschäftigt sich Maffesoli vor allem mit der Frage der Vergemeinschaftung, der Bedeutung des Imaginären sowie dem Alltag in zeitgenössischen Gesellschaften. Seine ins Deutsche übersetzten Bücher erscheinen im Syndikat Verlag (Frankfurt am Main).

Eine Einführung in das Denken Maffesolis bieten:

Keller, Reiner (2006): Michel Maffesoli. Eine Einführung. Konstanz: UVK.

Moebius, Stephan/Peter, Lothar (Hg.) (2004): Französische Soziologie der Gegenwart. Konstanz: UVK.

Eine vollständige Liste seiner Publikationen ist verfügbar unter:

<http://www.ceaq-sorbonne.org/node.php?id=91>

Zum Interviewer

Benjamin Lipp, 24, studiert Soziologie im 7. Semester an der Ludwig-Maximilians-Universität in München sowie an der Sorbonne in Paris. Seine Schwerpunkte liegen auf Diskurs- und Systemtheorie, Umwelt- und Organisationssoziologie sowie Kriminologie.